



Augsburger Universitätsreden 28

Jochen Brüning

**Wissenschaft
und Öffentlichkeit**

Augsburger Universitätsreden 28

Herausgegeben vom Rektor der Universität Augsburg

ISSN 0939-7604

Jochen Brüning

Wissenschaft und Öffentlichkeit

Festvortrag und Ansprachen
anlässlich der Verleihung
der Ehrensensatorenwürde
der Universität Augsburg
an Ministerialdirigenten a. D. Dietrich Bächler
im Rahmen der Eröffnung der Tage der Forschung
am 20. November 1995

Augsburg 1996

Inhalt

Optimismus im Vertrauen auf Qualität <i>Laudatio auf Ministerialdirigenten a. D. Dietrich Bächler</i> von Rektor Prof. Dr. Reinhard Blum	7
Es geht um die Vorliebe für Innovation und Qualität <i>Ansprache von Ehrensenator Dietrich Bächler</i>	12
Gemeinsame Streiter für das Wohl dieser Universität <i>Einführung des Festredners</i> durch Rektor Prof. Dr. Reinhard Blum	19
Wissenschaft und Öffentlichkeit <i>Festvortrag von Prof. Dr. Jochen Brüning</i>	22

Optimismus im Vertrauen auf Qualität

Laudatio auf Ministerialdirigenten a. D. Dietrich Bächler
von Rektor Prof. Dr. Reinhard Blum

Sehr verehrter Herr Bächler, geehrte Festversammlung,

ich muß gestehen, daß ich mir die ebenso ehrenhafte wie freudige Aufgabe, heute die Laudatio auf Sie, lieber Herr Bächler, zu halten, zunächst leichter vorgestellt hatte. In der Regel stellt es den Laudator nicht vor allzu große Schwierigkeiten, einer Aufstellung von Verdiensten, Ehrungen und biographischen Daten desjenigen, den man zu ehren gedenkt, habhaft zu werden, um ihn dem Publikum vorzustellen, ihn entsprechend zu würdigen und die Meriten, auf die die Ehrung zurückzuführen ist, darzustellen. Daß dies im Fall von Herrn Bächler nicht so ohne weiteres gelingen wollte, scheint mir für seine Persönlichkeit symptomatisch zu sein.

Der weniger wohlmeinende Zuhörer könnte nun zu dem völlig falschen Schluß kommen, daß Herrn Bächlers Verdienste zu dünn gesät und deshalb nicht auffindbar seien. Aber dann säße Herr Bächler heute wohl nicht hier und der Senat der Universität Augsburg hätte es sich nicht zu seinem Anliegen gemacht, diese Ehrensenatorenwürde zu beschließen.

Wesentlich näher liegt die Vermutung, daß Herr Ministerialdirigent a. D. Dietrich Bächler seinen Einsatz für Hochschule, Wissenschaft und Kultur als die selbstverständliche Erfüllung seiner Aufgaben betrachtet hat und auch heute noch betrachtet und daß er aus dieser Grundhaltung heraus auf eine demonstrative Darstellung seiner Verdienste nie Wert legte. Eine solche Auffassung ist, wie wir nur zu gut wissen, heute keineswegs selbstverständlich und an sich schon ein Verdienst.

Nicht laut, nicht in den Vordergrund drängend, sondern leise, zurückhaltend, zuhörend und dann, von einer Sache überzeugt, ent-

schieden für sie eintretend, leistete Herr Bächler den bayerischen Universitäten, unter ihnen nicht zuletzt Augsburg, große Dienste, die heute gewürdigt werden und damit auch an die Öffentlichkeit gelangen sollen.

Für diejenigen unter uns, denen Herr Bächler nicht oder nur wenig bekannt ist, darf ich meiner Würdigung einen kurzen biographischen Abriß voranstellen:

Dietrich Bächler wurde 1929 in München geboren. Er absolvierte das juristische Studium an den Universitäten Tübingen und München und schloß es 1952 mit dem ersten, 1956 mit dem zweiten juristischen Staatsexamen ab. Schon früh in seiner Berufslaufbahn kam Herr Bächler mit Augsburg in Kontakt: Hier nämlich leistete er den Vorbereitungsdienst für seine Beamtenlaufbahn, und von 1956 bis 1958 arbeitete er als Regierungsassessor bei der Regierung von Schwaben. Nach einer kurzen Dienstzeit in der Staatsanwaltschaft des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofs trat Herr Bächler 1959 in die Dienste des Bayerischen Kultusministeriums, dem er bis zur Beendigung seiner aktiven Laufbahn im Jahr 1994 angehörte. Im August 1984 wurde Herr Bächler mit der Leitung der Abteilung für die wissenschaftlichen Hochschulen betraut. Insbesondere in dieser Funktion hat er sich für die Belange der Universität Augsburg mit Engagement, Nachdruck und Erfolg eingesetzt.

Es sind in erster Linie zwei große, für die Entwicklung der Universität Augsburg maßgebliche Projekte, die hier zu nennen sind, da ihre Verwirklichung ohne den Einsatz unseres neuen Ehrensensors wohl kaum in dieser Weise möglich gewesen wäre.

Zum ersten ist zweifellos der Ausbau unserer Naturwissenschaften, vor allem der Aufbau der Augsburger Physik zu nennen. Diejenigen Kollegen, die über viele Jahre hinweg mit der Planung und der Umsetzung der Idee in die Praxis befaßt waren, haben erfahren und heben heute noch hervor, wie Herr Bächler ungeachtet seiner großen Belastung stets ein offenes Ohr hatte, wie er stets Verständnis für alle Anliegen und Probleme aufzubringen bereit war. Als wir ihm mit dem Wunsch begegneten, die Augsburger Physik in Richtung Festkörperphysik auszubauen, und als ihm die Vision vom Aufbau

eines Forschungsschwerpunkts Elektronische Korrelationen und Magnetismus vorgetragen wurde, war er einer der ersten, die darin nicht Phantasterei sahen, sondern eine wichtige Entwicklungsperspektive für die Universität Augsburg und darüber hinaus für die ganze bayerische Forschungslandschaft. Nach kritischem Hinterfragen von der Qualität der Vorhaben überzeugt, setzte Herr Bächler sich in den Jahren 1989 bis 1993 mit enormem persönlichen Einsatz - u. a. in den Beratungen des Wissenschaftsrats - für die Durchsetzung im bundesweiten forschungspolitischen Wettbewerb ein.

Dietrich Bächler stand stets für eine kooperative, nicht auf Besitzstandswahrung und Eigeninteressen gründende, sondern dem Ganzen dienende Forschungspolitik. Gegenläufige Tendenzen kommentierte er einmal auf der Bayerischen Rektorenkonferenz am 24. Januar 1992 mit der ironischen Bemerkung, daß er die Neigung, das bayerische Ozonloch zu erforschen, wohl kenne.

In diesem Zusammenhang darf ich ein Augsburger Forschungsprojekt erwähnen, das bis zu Herrn Bächlers positivem Votum nicht viel Anklang in der Wissenschaftsbürokratie gefunden hatte: der Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben. Möglicherweise störte das "Schwaben" im Titel? Jedenfalls war viel Einsatz nötig, bis auch die letzten Zweifler davon überzeugt werden konnten, daß diese Bestandsaufnahme bayerisch-schwäbischen Sprachguts ihre Bedeutung nicht an der Lechgrenze verliert.

Alle, die Herrn Bächler kennen, wissen, daß sie es mit einer facettenreichen Persönlichkeit zu tun haben. Engagement für Wissenschaft und Kunst - das war sein Beruf, wurde (und wird) von ihm aber keineswegs nur beruflich, sondern auch als Berufung verstanden. Herr Bächler hat sich einer breiteren Öffentlichkeit als Schriftsteller und Publizist, als Literat und Kunstliebhaber bekannt gemacht. Als Publizist hat er wesentlich dazu beigetragen, daß wohlüberlegte und ausgeglichene Standpunkte zu Grundfragen der Hochschulen und ihrer Rolle in der Gesellschaft gefunden wurden.

Nicht zufällig hat Herr Bächler mit Beendigung seiner Ministeriallaufbahn etwas in Angriff genommen, was seiner musischen Seite sehr entgegenkommen dürfte: Er hat sich bereit erklärt, über den

Ruhestand hinaus für das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg in haushaltstechnischen und organisatorischen Fragen tätig zu sein.

Das zweite zentrale Projekt, bei dem sich Herr Bächler als wichtiger Verbündeter der Universität Augsburg im Bayerischen Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst erwies, war die Einrichtung unseres Instituts für Europäische Kulturgeschichte (IEK). Für die Gründung des IEK war es von entscheidender Bedeutung, daß die Volkswagenstiftung die grundsätzliche Bereitschaft signalisierte, eine Anschubfinanzierung in Höhe von einer Million DM zu übernehmen. Wie wir wissen, fällt es Stiftungen um so leichter, in solche Projekte zu investieren, je besser die Aussichten sind, daß der Staat die entsprechenden Verpflichtungen zu gegebener Zeit übernehmen wird.

Die frühen 90er Jahre, die Zeit also, als die Universität sich um die Errichtung des IEK bemühte, waren aufgrund der damals schon angespannten Haushaltslage freilich nicht mehr dazu angetan, den Staat ohne weiteres dazu zu bewegen, weitreichende finanzielle Verpflichtungen einzugehen. Konsequenterweise wies Ministerialdirigent Bächler bereits in einer der frühen Besprechungen im Februar 1990 alle am IEK-Projekt Beteiligten auf diese Problematik hin: Man müsse sehen, daß Stiftungen gerade im Stellenbereich mehr und mehr zu An-Stiftungen würden, die den Ländern Verpflichtungen abverlangten, welche diese guten Gewissens auf Dauer nicht eingehen könnten. Diese von Realitätssinn und Verantwortungsbewußtsein getragene Position führte Herrn Bächler bezeichnenderweise aber eben nicht zu dem Ratschlag, die Finger von solch einem ehrgeizigen Projekt zu lassen, im Gegenteil: Er forderte Risikobereitschaft von allen Beteiligten und verstand es, diese Forderung auch zu begründen: Man solle doch, so meinte er, bedenken, daß auch das Land oder konkret das Kultusministerium selbst dann, wenn es keine Garantien geben könne, ein reges Interesse daran haben werde, ein Forschungsinstitut auf Dauer zu erhalten und zu fördern, wenn es sich in seinen ersten Jahren als funktionierend und erfolgreich erweise; und man solle deshalb zuversichtlich sein, daß letztlich auch ohne Garantien auf dem Improvisationswege befriedigende Lösungen gefunden würden, mit denen alle Beteiligten leben könnten.

Der Optimismus, den Herr Bächler hier vertrat, hing nicht in der Luft, er ruhte vielmehr auf zwei Fundamenten: zum einen im Vertrauen auf eine an Maßstäben der Qualität orientierte Politik des eigenen Hauses, für die er an entscheidender Stelle selbst die Verantwortung mit trug; zum anderen aber nicht minder im Vertrauen auf unser Konzept, das er offenkundig als tragfähige Grundlage für ein erfolgreiches Forschungsinstitut betrachtete.

Mögen Sie, lieber Herr Bächler, die heutige Ehrung auch als Ausdruck unserer Dankbarkeit für dieses Vertrauen empfinden, das wir von Ihnen ja keineswegs nur im Zusammenhang mit dem Institut für Europäische Kulturgeschichte erfahren haben.

Es geht um die Vorliebe für Innovation und Qualität

Ansprache von Ehrenszenator Dietrich Bächler

Magnifizenz, meine sehr verehrten Damen, meine Herren,

wenn man zehn Jahre alle bayerischen Universitäten zu betreuen hatte und eine Universität bekundet, man habe sich besonders um sie verdient gemacht, bekommt man fast ein schlechtes Gewissen. Ich denke da an die Anfänge meines 28jährigen Lebens mit den bayerischen Universitäten, als ich zum Betreuungsreferenten für die TU München bestellt wurde. Damals war das Physikdepartment der TU im Aufbau, das Resultat des sogenannten "Zweiten Mößbauer-Effekts". Aus drei Physiklehrstühlen wurden zwanzig. Natürlich bedeutete dies für mich einen besonders intensiven Umgang mit den Physikprofessoren, mit denen, die da waren und denen, die kommen sollten. Bei einer der zahlreichen akademischen Feiern stand ich wieder einmal nicht am Buffet, sondern bei einigen Physikprofessoren, um die laufenden oder gerade stockenden Berufungen zu besprechen. Da kam der spätere Nobelpreisträger für Chemie, Professor Ernst Otto Fischer, vorbei und brummte auf seine unnachahmlich grantelnde Art: "Natürlich, der Bächler steht wieder bei seinen Lieblingen, den Physikern."

Wer weiß, vielleicht hat auch schon jemand gebrummt: "Der Bächler ist wieder bei seinen Lieblingen in Augsburg, oder gar bei seinen Lieblingen von der Augsburger Physik."

Aber ehe wir das Thema vertiefen, ob ein Hochschulabteilungsleiter im Ministerium Vorlieben haben darf, lassen Sie mich alle Skrupel beiseite schieben und ungehemmt bekunden, daß ich mich über diese Ehrung durch die Universität Augsburg von Herzen freue.

Als Ministerialbeamter ist man ja gewohnt, in der Stille zu wirken, sozusagen unter Deck, zum höheren Ruhme des jeweiligen Ministers und des Freistaats Bayern.

Man freut sich dann, wenn der Minister eine gute Presse hat oder wenn man in Nordrhein-Westfalen hört, Professor in Bayern müßte man sein, da wird noch eine vernünftige Hochschulpolitik betrieben. Und man denkt sich im stillen Kämmerlein, dazu hast Du auch ein Stück beigetragen.

Daß dieser Beitrag nun von der Kundschaft, für die man so lange gearbeitet hat, öffentlich anerkannt und gewürdigt wird, wie sollte dies einen unruhigen Ruheständler nicht mit Freude erfüllen.

Lassen Sie mich also von Herzen Dank sagen, Ihnen, Magnifizenz, und mit Ihnen allen Mitgliedern des akademischen Senats, daß Sie mich ehrenhalber in Ihre Reihen aufgenommen haben. Es ist für mich eine hohe Ehre und Freude, einer so angesehenen und jugendlich lebendigen Universität angehören zu dürfen, mit der ich mich aus vielfältiger Zusammenarbeit in den vergangenen Jahren besonders verbunden weiß.

Daß dadurch auch die Bindungen an die Stadt Augsburg verstärkt werden, ist für mich ein erfreulicher Nebeneffekt. In Augsburg hat mein Vater als Landgerichtspräsident gewirkt. Ich selbst konnte meine Referendarzeit hier verbringen. Im Schwurgerichtssaal des Augsburger Landgerichts habe ich mit leicht beschleunigtem Puls mein zweites juristisches Staatsexamen geschrieben. Meine erste Anstellung führte mich zur Regierung von Schwaben am Fronhof. In der Ludwigstraße fand ich meine erste Familienwohnung, und als der große Sog der bayerischen Metropole mich nach München zog, bin ich noch ein Jahr zwischen Augsburg und München gependelt. Der Gedanke an Augsburg ist für mich also mit vielen persönlichen Erinnerungen verbunden.

Damit kommen wir wieder zurück zu der Frage, ob sich ein Hochschulabteilungsleiter Vorlieben gestatten kann. Ich war nie der Meinung, meine Aufgabe gegenüber den Universitäten erschöpfe sich darin, Mittel und Stellen nach bestimmten Parametern gleichmäßig

an alle zu verteilen. Das kann auch ein Computer, wenn man ihm ein ordentliches Programm eingibt. Die Grundausstattung mag man auf eine solche Weise im Verhältnis zu den Studenten- und Wissenschaftlerzahlen sicherstellen. Wenn es um den Aufbau neuer Studiengänge oder neuer Forschungsschwerpunkte geht, dann stellt sich die Frage nach dem Gesamtzusammenhang in der Hochschullandschaft und nach der Qualität des Geplanten.

Mein Bestreben war es stets, die dem Ministerium zentral zur Verfügung stehenden Mittel und Stellen zur Förderung des Außergewöhnlichen einzusetzen, damit Initiativen zu unterstützen, die die Struktur der jeweiligen Universität verbessern, die neue Studien- oder Forschungsschwerpunkte von besonderer Qualität ins Leben rufen.

Die Selbstverwaltung der Universität lebt vom Kompromiß unter den Fächern. Jedes Fach hat seine berechtigten Bedürfnisse. Wie sollte es darauf verzichten zugunsten eines anderen? In diesem Kompromiß unter den Etablierten kann das Neue leicht ersticken. Es bedarf der Anregung und der Unterstützung von außen.

Mein erster Partner als Rektor der TU München, Professor Albers, hat immer von dem notwendigen Gegenstromverfahren zwischen der Universität und einer außenstehenden Instanz gesprochen. Das muß nicht allein das Ministerium sein. Drittmittelgeber wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft oder die VW-Stiftung erfüllen eine ähnliche Funktion. Wichtig ist, daß neue Initiativen nicht nur auf den guten Willen und den Verzicht der bestehenden Einrichtungen angewiesen sind, sondern die Hilfe von außen einbringen können.

Diese Hilfe bedeutet keine Vorliebe für eine bestimmte Person, ein bestimmtes Fach oder eine bestimmte Universität. Es geht um die Vorliebe für Innovation und Qualität, und davon sollte Wissenschaftsförderung immer bestimmt sein.

Für mich bedeutete die Unterstützung überzeugender Initiativen die Würze in der Routine täglicher Aktenarbeit, die Würze, aus der die Freude kam. Ich war daher auch froh, als bei der Universität Augsburg der Gedanke an eine medizinische Fakultät, die aus vielen Gründen keine Realisierungschance hatte, verdrängt wurde von der

Vorstellung, den Einstieg in die Naturwissenschaften mit einer anwendungsbezogenen Festkörperphysik zu suchen. Das Konzept überzeugte und bewegte sich im Rahmen des hochschul- und finanzpolitisch Möglichen.

Nur zeitlich waren die Augsburger etwas spät daran. Schon mehrten sich die Stimmen, es gebe in der Bundesrepublik nun genug Studienplätze für Physiker. Da brauche man nicht auf die bayerischen Schwaben zu warten, die ihre Ideen bekanntlich immer etwas länger bebrüten. Dafür haben sie dann Hand und Fuß, konnte ich als Halbschwabe erwidern. So gelang es nach mehreren Anläufen und Scharmützeln, die in strategischen Besprechungen zwischen Universität und Ministerium sorgfältig vorbereitet wurden, den Wissenschaftsrat davon zu überzeugen, daß Physik in Augsburg not tut.

Ich erinnere mich noch mit Vergnügen an den Tag, an dem ich endlich die erste Berufungsverhandlung führen konnte und Professor Samwer mit eingezogenem Kopf durch die für ihn viel zu niedrige Pforte meines Dienstzimmers trat. Er strahlte von Anfang an Optimismus, Kompetenz und den Willen aus, schwierige Jahre des Aufbaus in Provisorien durchzustehen und zu bewältigen. Er hat diesen ersten Eindruck nie widerlegt.

Wenn ich ehrlich bin, muß ich gestehen, daß ich zunächst etwas zögerte, als ich die zweite Augsburger Idee zu beurteilen hatte, dem jungen Pflänzchen Physik, das gerade erst anwuchs, ein Forschungsinstitut für Elektronische Korrelationen und Magnetismus zu implantieren und dafür mit Professor Steglich einen international anerkannten Spitzenwissenschaftler zu gewinnen. Würde das schwergewichtige Implantat die junge Pflanze nicht überfordern, und woher sollten die vielen Stellen und Mittel kommen, die ein solches Institut benötigt? Der Grundgedanke allerdings war genial: alles auf eine Karte zu setzen und durch die Konzentration auf einen Schwerpunkt mit einem Sprung an die Front der internationalen Forschung zu gelangen.

Ihnen die ganze Gründungsgeschichte des Forschungsschwerpunkts für Elektronische Korrelationen und Magnetismus zu erzählen, würde den Zeitrahmen sprengen. Es ist auch wohl noch zu früh, all die

verschlungenen Zusammenhänge aufzudecken. Eines kann ich Ihnen versichern, die Geschichte war spannend wie ein Krimi und manchmal wechselten die Aussichten innerhalb einer Stunde von aussichtslos zu hoffnungsfroh und umgekehrt. Nachdem der politische Rahmen schließlich gezimmert und das finanzielle Engagement des Bundes gesichert war, bildete sich eine verschworene Kampfgemeinschaft zwischen dem Ministerium, den beteiligten Physikern und dem Beauftragten der Universitätsleitung, Professor Brüning, um das Konzept im wissenschaftspolitischen Raum und auf der administrativen Ebene durchzusetzen und zu verwirklichen. Es war eine Freude, als Mitstreiter, Mitgestalter und Ratgeber an diesem Prozeß mitzuwirken. Ich habe dabei auch manches dazugelernt, nicht zuletzt die Tatsache, daß auch in der Wissenschaftspolitik Interessengruppen eine erhebliche Rolle spielen und daß die Auseinandersetzungen nicht immer mit den fairsten Mitteln geführt werden. Aber warum sollte es hier anders sein als in der allgemeinen Politik und im menschlichen Leben überhaupt?

Wir haben schließlich - nimmt man die bayerischen Stellen und Mittel dazu - einen 3/4 Sieg errungen und dies war bei den gegebenen Umständen ein glänzendes Ergebnis. Eigentlich hatte die Gemeinschaft nach einer der Diskussionen mit der Arbeitsgruppe des Wissenschaftsrats im Berliner Grunewald vereinbart, am Ende den Sieg auch gemeinsam zu feiern. Nun wird wohl nichts daraus, nachdem sich die Professoren Steglich, Güntherodt und Müller-Hartmann - aus welchen Gründen auch immer - doch nicht entschließen konnten, das luxuriöse Boot zu besteigen, an dem sie so eifrig mitgezimmert hatten. Ich kann keinen Groll gegen sie hegen, denn ohne sie wäre das Boot nicht gelungen, stünden nicht im nächsten Frühjahr ein fertiges Institutsgebäude und ein abrufbereites Finanzierungsmodell zur Verfügung. Ein solches, in der Bundesrepublik einmaliges Ausstattungsangebot wird auch hervorragende Wissenschaftler anziehen. Daran zweifle ich keinen Moment. Und wenn ich einmal Bedenken gehabt hatte, ob denn die Integration eines importierten Forschungsinstituts in die Gesamtphysik gelingen würde, so wird es jetzt ein Eigen gewächs, bei dem Abstoßungsreaktionen gar nicht auftreten können.

Neben dem Millionengeschäft mit der Physik nimmt sich die Gründung eines Instituts für Europäische Kulturgeschichte bescheiden

aus. Geisteswissenschaftler sind ja bescheidene Leute. Früher sagte man, sie brauchen einen Bleistift, Papier und den Zugang zu einer guten Bibliothek. Heute tritt anstelle des Bleistifts ein PC, der auch immer billiger wird.

Dennoch hängt es oft an einer einzigen Stelle oder an ein paar Tausend Mark, ob eine Initialzündung gelingt oder nicht. So war es auch hier, nachdem die VW-Stiftung zur Finanzierung bereit war, aber einen entsprechenden Beitrag der Universität oder des Landes zur Bedingung machte, einen Beitrag, den ich schließlich aus den Reser veansätzen des Ministeriums zusammenkratzen konnte.

Die Gründungsidee war überzeugend: Augsburg als eines der kulturellen Zentren Europas in der Renaissance sollte einen Forschungsschwerpunkt für Europäische Kulturgeschichte unter Betonung der Frühen Neuzeit erhalten.

Es ist wohl der Erwähnung wert, daß ein und derselbe Wissenschaftler, der Mathematiker Professor Brüning, maßgebenden Anteil an beiden Gründungen hat, am physikalischen und am kulturgeschichtlichen Schwerpunkt. Daß sich ein Mathematiker in der Physik engagiert, mag ja naheliegen, daß er dies, keineswegs dilettierend, sondern mit internationalem Echo, auch in der Kulturgeschichte tut, verdient unsere Bewunderung, und ich freue mich besonders, daß Sie, lieber Herr Professor Brüning, heute den Festvortrag übernommen haben.

Ich hoffe sehr, daß das Engagement der Universität Augsburg für diesen kulturgeschichtlichen Schwerpunkt auch nach dem Weggang von Professor Brüning mit gleicher Intensität anhält und daß dieses Institut eine Begegnungsstätte für renommierte Wissenschaftler aus aller Welt bleibt.

Parteilich sein, sich engagieren für das Ungewöhnliche, für neue Initiativen in der Wissenschaft: mir hat es Freude gemacht, und ich hätte mir keinen schöneren Beruf wünschen können.

Der Universität Augsburg wünsche ich, daß sie auch in Zukunft die Kraft hat, neue Initiativen von hoher Qualität in Forschung und Leh-

re zu entwickeln und daß sie dafür Partner findet, die ihr tatkräftig Hilfe leisten.

Ich werde die weitere Entwicklung der Universität mit Anteilnahme und regem Interesse begleiten und - wo ich kann und es gewünscht wird - auch mit meinem Rat.

Gemeinsame Streiter für das Wohl dieser Universität

Einführung des Festredners durch Rektor Prof. Dr. Reinhard Blum

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

obwohl es sich, wie wir der Einladung entnehmen können, um einen auswärtigen Gast aus Berlin handelt, bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen den Festredner des heutigen Abends nicht vorstellen zu müssen. Denn Jochen Brüning, seit Anfang Oktober 1995 Berliner, war bis dahin zwölf Jahre lang Augsburger, und jedem, der in irgendeiner Verbindung mit unserer Universität steht, muß Jochen Brüning in diesen zwölf Jahren bekannt geworden sein. Wenn er heute hier den Festvortrag hält, so ist dies gleichzeitig auch sein Abschiedsgruß an unsere und seine "alte" Universität, für die er sich in den letzten zwölf Jahren - weit über seine Verpflichtungen als Ordinarius für Reine Mathematik hinaus - mit seiner ganzen Person, mit seiner ganzen Kraft engagiert hat.

Wesentliche Stationen der Entwicklung unserer Universität in den 80er und 90er Jahren sind mit dem Namen Brüning eng verbunden, und man darf mit Blick auf den heutigen Anlaß wohl sagen, daß Jochen Brüning und Dietrich Bächler in diesen Jahren in vielerlei Beziehung gemeinsame Streiter für das Wohl dieser Universität waren. Lassen Sie mich das nur an einigen wenigen Beispielen verdeutlichen.

Zwei Jahre nach der Errichtung unserer Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät und der Einrichtung des Studienganges Mathematik wurde Jochen Brüning im Herbst 1983 auf einen der Lehrstühle für Reine Mathematik berufen. Er beteiligte sich von Anbeginn an den Planungen für die Errichtung des Faches Physik. Diese Planungen traten in den Jahren 1986 bis 1988, in denen Brüning Dekan seiner Fakultät war, in ihr entscheidendes Stadium. Im Sommer 1988,

gegen Ende von Brünings Dekanat, kam nach langwierigen und schwierigen Verhandlungen endlich die Empfehlung des Wissenschaftsrats zur Errichtung des Faches Physik an der Universität Augsburg. Der wesentliche Anteil, den Jochen Brüning gemeinsam mit dem Konstanzer Physiker Klaus Dransfeld an diesem positiven Ergebnis hatte, ist unbestritten. Ebenso unbestritten ist der Erfolg, mit dem das Augsburger Physik-Konzept dann realisiert wurde, und auch an dieser Umsetzung hatte Jochen Brüning als Vorsitzender der Physikberufungskommission in den Jahren 1988 bis 1993 einen ganz entscheidenden Anteil.

Erfolg war und ist für Jochen Brüning nicht Anlaß, sich auszuruhen, sondern Ansporn, nach neuen Herausforderungen zu suchen. Noch bevor 1989 die Augsburger Physik ihre Arbeit aufnahm, hatte er es sich bereits zum Ziel gesetzt, diese Augsburger Physik durch die Etablierung eines zukunftssträchtigen Forschungsschwerpunkts in besonderer Weise zu profilieren. Zusammen mit dem Darmstädter Physiker Frank Steglich entwickelte er für Augsburg die Idee eines Forschungsschwerpunkts "Elektronische Korrelationen und Magnetismus". Der fast fertige 1. Physik-Bauabschnitt, in den 1996 die neuen Lehrstühle dieses Physik-Schwerpunkts einziehen können, zeigt beeindruckend, wie richtig Brüning mit dieser Initiative lag.

Die Zeit gebietet es mir, einige Kleinigkeiten, die auf das Konto oder zumindest mit auf das Konto von Jochen Brüning gehen, zu übergehen - z. B. das Graduiertenkolleg "Analyse, Optimierung und Steuerung", das einzige Graduiertenkolleg, das bislang an dieser Universität eingerichtet werden konnte.

Nicht übergehen kann ich freilich das Institut für Europäische Kulturgeschichte, dem der Mathematiker Jochen Brüning seit der Institutsgründung und bis zu seinem Ausscheiden aus der Universität Augsburg als Geschäftsführender Direktor vorstand. Dieses Institut hat sich unter seiner Führung zu einem international renommierten Standort der Frühneuzeitforschung entwickelt. Bezeichnend, daß auch hier Jochen Brüning in den späten 80er Jahren zu den treibenden Kräften gehörte - zum einen sicherlich aufgrund seiner persönlichen Neigung zur Kulturgeschichte, zum anderen aber eben auch deshalb, weil er erkannte, daß in den in Augsburg und Umgebung

lagernden Quellenschätzen eine einmalige Chance für die Universität Augsburg lag, sich auch in den Geisteswissenschaften ein unverwechselbares Profil zu geben. Die Startfinanzierung von einer Million DM, mit der die Volkswagenstiftung die Gründung dieses Instituts ermöglichte, ist letztlich der von Jochen Brüning erbrachte Beweis, daß auch die Geisteswissenschaften beim Kampf um Drittmittel zum Zuge kommen können, wenn eine überzeugende Idee hinter einem Projekt steht und wenn um die Realisierung dieser Idee überzeugend und engagiert gekämpft wird.

Es gibt vieles, wofür ich Jochen Brüning in meiner Funktion als Rektor zu danken habe. Ganz persönlich habe ich ihm freilich dafür zu danken, daß er mir trotz seiner vielfältigen Belastungen im Frühjahr 1994 auch noch den Wunsch erfüllte, das Amt des für den Bereich "Forschung und Wissenschaftlicher Nachwuchs" zuständigen Prorektors zu übernehmen und damit im Interesse unserer Universität auch Konflikte und Auseinandersetzungen auf sich zu nehmen, die dieses Amt in dieser Zeit notwendig mit sich bringt - jedenfalls dann, wenn man es in der Weise ernst nimmt, wie Jochen Brüning Aufgaben ernst zu nehmen gewöhnt ist.

Und schließlich will ich Jochen Brüning ganz persönlich auch für die Bereitschaft danken, für uns und vor allem natürlich zu Ehren von Herrn Bächler heute den Festvortrag zu halten. "Wissenschaft und Öffentlichkeit" - dieses Thema fügt sich nicht nur zu den "Tagen der Forschung", die wir in dieser Woche veranstalten. Dieses Thema ergibt sich logisch vielmehr auch daraus, daß der Wissenschaftler Brüning in gleichem Maße auch ein erfahrener Wissenschaftsorganisator ist. Und als solcher weiß er vielleicht mehr als andere, daß wir es uns in der heutigen Situation der knapper und knapper werdenden Ressourcen nicht mehr leisten können, Forschung und Lehre sozusagen nach Vorschrift zu machen, sondern daß es mehr und mehr auch darauf ankommt, unser Handeln gegenüber jener Gesellschaft, die uns finanziert, zu legitimieren.

Wissenschaft und Öffentlichkeit

Festvortrag von Prof. Dr. Jochen Brüning

I. Einleitung

Wenn man sich gerade zum Wechsel an eine andere Universität entschlossen hat, sollte man so schnell nicht an die Stätte des langjährigen Wirkens zurückkehren; zu vieles bedarf noch der Klärung und Festigung. Aber die Verbundenheit, die ich mit dem heute Geehrten empfinde, und die unbestreitbare Tatsache, daß ich Verantwortung für die Planung der heute beginnenden "Tage der Forschung" trug, haben mich dann doch bewogen, der freundlich drängenden Einladung des Rektors zu diesem Vortrag Folge zu leisten.

Es kommt hinzu, daß ich mich mit dem Thema "Wissenschaft und Öffentlichkeit" schon des öfteren und nicht nur gedanklich auseinandergesetzt habe und daß es mich wohl auch weiterhin beschäftigen wird. Im Hinblick auf die Bedingungen Ihres erfolgreichen Wirkens, lieber Herr Bächler, und im Zusammenhang der "Tage der Forschung" scheint es ja auch nicht unpassend gewählt.

Zweifellos ist dieses Thema kein im eigentlichen Sinne wissenschaftliches, und es dürfte schwerfallen, einen kompetenten Fachmann zu finden, der es in seiner gesamten Breite behandeln könnte. Zudem ist die öffentliche Diskussion kurzlebig und oft polemisch zugespitzt, so daß wir z. B. verwundert die deutschen Universitäten ebenso als "im Kern verrottet" (Simon) wie als "unheilbar gesund" (Schiedermayer) eingestuft hören. Es ist von daher verständlich, daß ein Wissenschaftler von den Kollegen mit Argwohn betrachtet wird, wenn er sich in irgendeiner Form auf diese Diskussion oder gar auf die Medien einläßt - obwohl sich gerade hinter der erregtesten Kritik oft ganz andere als ehrenhafte Motive verbergen. Im Bewußtsein dieser mir vertrauten Gefahren und meiner eigenen bescheidenen Möglichkeiten möchte ich Ihnen dennoch einige Gedanken vortragen, von denen ich hoffe, daß sie zur Klärung und Versachlichung der Diskussion beitragen, einer Diskussion, die so oder so geführt wird,

mit oder ohne die Wissenschaftler. Es versteht sich, daß ich mich im Rahmen eines solchen Vortrags kurz fassen muß und vieles nur andeuten kann, was ausführlicher zu behandeln wäre.

II. Öffentlichkeit konstituiert Wissenschaft

Ich möchte zunächst darlegen, daß Öffentlichkeit der Tätigkeit des Wissenschaftlers, insbesondere des Professors immanent ist, sie ist konstitutiv für alle seine wesentlichen Funktionen. Die ursprüngliche Bedeutung des lateinischen "professor" läßt sich denn auch wiedergeben als "jemand, der bekannt gibt, daß er öffentlich reden und lehren will". Es ist jedoch zu differenzieren, welche Art von Öffentlichkeit jeweils gemeint ist; verschiedene Funktionszusammenhänge erzeugen verschiedene "Öffentlichkeiten" mit unterschiedlicher Interaktion. Fünf solcher Zusammenhänge möchte ich etwas näher betrachten.

1. Die scientific community

Die "scientific community", die Gruppe aller Wissenschaftler eines Faches bzw. einer Fachrichtung - also etwa die Gruppe aller Mathematiker bzw. derjenigen unter ihnen, die sich mit dem Teilgebiet "Analysis" beschäftigen -, ist der Adressat aller wissenschaftlichen Ergebnisse und der Träger des wissenschaftlichen Diskurses. Ein wissenschaftliches Ergebnis gewinnt seine eigentliche Existenz erst mit der Veröffentlichung, die der Anerkennung durch die "community" gleichkommt. Man erkennt das an der noch heute für die Erlangung des Dokortitels üblichen Praxis, trotz erfolgreicher Begutachtung und Prüfung die Führung des Titels erst nach Veröffentlichung der Arbeit zu gestatten. In den Naturwissenschaften entscheidet das Datum der Annahme der Publikation über die Priorität und damit nicht selten sogar über die Verleihung eines Nobelpreises, auf den grundsätzlich mehrere Entdecker desselben Sachverhaltes Anspruch hätten.

2. Lehrer und Schüler

Wissenschaft besteht nicht im Augenblick, sondern in Traditionszusammenhängen; sie bedarf der lehrenden Weitergabe (und Weiter-

entwicklung) für ihre bloße Existenz. Die Studenten sind die Hauptadressaten der wissenschaftlichen Lehre, die bis heute im - oft als altertümlich angesehenen - Stil der Vorlesung angeboten wird. In der Vorlesung konstituiert sich die akademische Lehre als öffentlich und demokratisch (wenn auch mit einer durch wissenschaftliche Anforderungen qualifizierten Öffentlichkeit). Sie ist damit mehr als bloße Wissensvermittlung (ein Buch vereinzelt, ein Computer noch wesentlich mehr!), idealerweise schafft sie ein Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Hörern und Lesendem, sie macht zugleich Wissenschaft jenseits von allem methodischen Regelwerk erfahrbar als Wagnis, das stets neu gewagt werden muß - nicht gottgegebener Status, einmal errungen und dann von ewiger Dauer, sondern ständiges Bemühen auch um die - scheinbar! - einfachsten Begriffe. Ein für mich unvergeßliches Beispiel, das einige von Ihnen miterlebt haben, war Hans Georg Gadamer's Vortrag in Augsburg 1985, entwickelt aus acht Worten auf einem winzig kleinen Zettel - "Zum Glück hatte Gadamer sein Konzept vergessen", hieß es erst kürzlich im FAZ-Bericht über einen Vortrag des Fünfundneunzigjährigen ...

3. Die Wissenschaftspolitik

Die Wissenschaftsadministration und die Wissenschaftspolitik sorgen für die materiellen Substrate von Forschung und Lehre und damit insbesondere für die Alimentation der Wissenschaftler. Es ist nützlich sich zu erinnern, daß diese Alimentation durch ein festes Gehalt der klassischen Auffassung entspringt, daß das Ingenium des Wissenschaftlers, das Geheimnis seiner Kunstfertigkeit, nicht wie eine Handwerksarbeit belohnt werden kann, weil es nicht beliebig verfügbar ist. Methoden und Fakten sind erlernbar, müssen natürlich auch erlernt werden, Inspiration jedoch ist gänzlich unberechenbar. Es fragt sich dann natürlich, wer das Ingenium eines Wissenschaftlers garantiert, in dem ja zweifellos eine besondere Gabe zu sehen ist. Dies ist traditionell die Funktion seiner "fama", die in der scientific community, eventuell aber auch weit darüber hinaus gebildet wird. Das Berufungssystem unserer Hochschulen spiegelt das Vertrauen auf die "fama" noch bis heute recht gut: Eine gehaltssteigernde "Beförderung" kann ein Professor im Prinzip nur dann erreichen, wenn seine "fama" kräftig genug ist, um die Berufung an eine andere Hochschule zu erwirken. Es kann kein Zweifel sein, daß in der Ent-

stehung - oder auch der Zerstörung - von "fama" Öffentlichkeit eine entscheidende, wenn auch mehr und mehr komplizierte Rolle spielt. Es verhält sich ähnlich mit dem Ruf von wissenschaftlichen Schulen, Forschungsrichtungen, ja ganzen Fächern.

4. Der Markt

Eine wiederum andere Art von Öffentlichkeit konstituiert den Markt, auf dem wissenschaftliche Ergebnisse, aber auch die Absolventen der Hochschulen gehandelt werden. Es bedarf keiner Erläuterung, wenn ich feststelle, daß diese Öffentlichkeit zunehmend an Bedeutung gewinnt und vielleicht schon jetzt entscheidend für die Zukunft der Universitäten ist. Auf diesem Markt ist die quantifizierbare Leistung der Wissenschaften gefragt, die "scientia" also im Gegensatz zur "ars". Damit meine ich einmal die rechte Ausbildung in einem oder mehreren Fächern, zum anderen die Lieferung verwendbarer Ergebnisse für Produktion, Lebensgestaltung und Daseinsvorsorge. Problematisch ist diese spezifische Funktion seit je, da die "scientia", hier die Gesamtheit des methodischen und faktischen Wissens in einer Wissenschaft, eben nicht in überzeugender Weise von der "ars", dem kunstvoll-ingeniösen Umgang mit dem Wissen, getrennt werden kann. Dies nimmt den Leistungen der Wissenschaft viel von ihrer Berechenbarkeit (denken Sie zum Beispiel an die kontrollierte Kernfusion als Energiequelle, die seit längerem die langfristigen Planungen der Energieversorger aufhellt, ohne doch bisher recht greifbar zu sein), dieser Umstand führt aber auch zu sehr unterschiedlichen Zuschnitten derselben nachgefragten Leistung. Schwache Fachvertreter sollten eigentlich nicht dem Potential eines Faches entgegengehalten werden; da sie aber im betrachteten Öffentlichkeitssektor eine sehr negative Wirkung haben können, geschieht es eben doch, wie etwa das folgende Lichtenberg-Zitat aus dem Munde Schopenhauers am Beispiel der Mathematiker belegen soll (selbstverständlich wähle ich alle kritischen Beispiele aus diesem Bereich, soweit irgend möglich): "Es ist fast mit der Mathematik wie mit der Theologie. So wie die der letzteren Beflissenen, zumal wenn sie in Ämtern stehen, Anspruch auf einen besonderen Credit von Heiligkeit und eine nähere Verwandtschaft mit Gott machen, obgleich sehr viele darunter wahre Taugenichtse sind, so verlangt sehr oft der sogenannte Mathematiker für einen tiefen Denker gehalten zu werden, ob

es gleich darunter die größten Plunderköpfe giebt, die man nur finden kann, untauglich zu irgendeinem Geschäft, das Nachdenken erfordert, wenn es nicht unmittelbar durch jene leichte Verbindung von Zeichen geschehen kann, die mehr das Werk der Routine, als des Denkens sind." Dieses Zitat benutzt Schopenhauer in einer Attacke gegen die Mathematik, um resümieren zu können: "Wo das Rechnen anfängt, hört das Verstehen auf." Allerdings geht hier Schopenhauer der Polemik zuliebe insofern sehr unsauber vor, als er Lichtenbergs rettenden Vorsatz: "Die Mathematik ist eine gar herrliche Sache, aber die Mathematiker taugen oft den Henker nicht" einfach unterschlägt; dies trug ihm denn auch - von Alfred Pringsheim, Thomas Manns Schwiegervater - den Vorwurf einer "vollkommen bewußte[n], recht plumpe[n] und böartige[n] Fälschung" ein. Wie dem auch sei: Mit dem ungekürzten Lichtenberg, meine Damen und Herren, bin ich hier freilich ganz einig, zumal es ihm um eine bestimmte mathematische Schule seiner Zeit ging, deren Wortführer keinerlei Spuren hinterlassen haben.

Die Anforderungen des Marktes sind jedoch zweifellos gerechtfertigt. Die Ausbildung hat noch eher den Charakter einer scientia, eines Handwerks, als die "anwendungsorientierte Forschung"; diese Einschätzung drückt sich übrigens auch aus in dem früher üblichen "Hörgeld" für Professoren, einem zweiten Gehaltsanteil, der sich zunächst exakt nach der Hörerzahl in den Vorlesungen richtete. Bezüglich der Anwendbarkeit von Wissenschaft können wir uns heute sicher nicht mehr an der Haltung des Archimedes orientieren, wie sie uns Plutarch schildert: Nur auf besonderes Bitten des Königs verwandte Archimedes seine mechanischen Fähigkeiten auf die Verteidigung von Syrakus, und nur unter der Bedingung, daß alle Pläne später vernichtet würden - damit sein Nachruhm sich nicht auf etwas praktisch Nutzbares gründe! Als Pointe sei angefügt, daß Archimedes sein berühmtes Hebelgesetz systematisch als intuitives Hilfsmittel für abstrakte geometrische Untersuchungen benutzt hat ...

5. Die Medien

Archimedes konnte seine Haltung durchsetzen, weil die "artes liberales", die eines freien Mannes würdigen Künste, nach griechischer Einschätzung ein weit höheres Prestige als jede Handarbeit hatten,

die von Sklaven auszuführen war. Aber natürlich konnte er es auch dank der "fama", die er schon damals besaß und, dank Plutarch, bis auf den heutigen Tag besitzt. Mit Plutarch stoßen wir somit auf ein weiteres Feld von Öffentlichkeit, in dem sich Wissenschaft bewegt - und zugleich das letzte, das ich in meine Überlegungen einbeziehen will: ich spreche von der Publizistik. Der umfassende Informationsanspruch einer offenen demokratischen Gesellschaft - all the news that's fit to print - schließt natürlich die Wissenschaften ein. Idealerweise findet sich hier - in Presse, Funk, Fernsehen und natürlich auch im Internet - die Fortsetzung der Vorlesungsidee auf einer viel breiteren Ebene mit entsprechend herabgesetzten Anforderungen an Detailgenauigkeit, unter Umständen in verschiedenen legitimen Schichtungen je nach Adressatenkreis, wie sie etwa die Reihenfolge der Zeitungen Scientific American, FAZ und Augsburger Allgemeine für die Naturwissenschaften verdeutlicht. Dadurch - und das dürfen wir nicht gering veranschlagen! - werden sozusagen Treppen und Leitern an die universitären Elfenbeintürme gebaut, die im günstigen Fall der Wissenschaft eine breitere Abstützung in der Informationsgesellschaft verschaffen und zugleich ein größeres Forum als die Fachkollegen bilden, in dem sich Wissenschaft konstituiert. Die Problematik dieser Wechselwirkung ist ebenfalls lange bekannt: Einmal ist die umgangssprachliche Schilderung wissenschaftlicher Zusammenhänge ein subtiles und sehr schwieriges Unterfangen, das notwendigerweise oft mißlingt; zum anderen gewinnen die Medien eine zunehmende Bedeutung auch für die "fama" des Wissenschaftlers und der Wissenschaften - einem engagierten Publizisten wird folglich kaum je ungeteilter Beifall zuteil! Vielleicht ist der Argwohn auch deshalb so groß, weil die Mechanismen publizistischer Wirkung schwer durchschaubar oder gar beherrschbar sind. So ist es immer noch rätselhaft, wieso Albert Einstein eine so unvergleichliche Popularität gewann, daß seine Vorlesungen in Berlin zu einem touristischen Ereignis ersten Ranges wurden und er mit Zuschriften von allen möglichen Menschen bezüglich aller möglichen Gegenstände überhäuft wurde. Welcher Mathematiker oder Physiker könnte davon träumen, eine Postkarte zu erhalten wie die, die einzig die barsche Forderung enthielt: "Hören Sie sofort auf, den Raum gekrümmt zu nennen!"

III. Kritische Veränderungen

Ich habe versucht, Elemente von Öffentlichkeit herauszuarbeiten, die konstitutiv für Wissenschaft sind; sie alle wurzeln in der Vergangenheit und sind mindestens seit der Frühen Neuzeit wirksam. Sie haben über Jahrhunderte in lebendiger Wechselwirkung den Aufstieg der europäischen Wissenschaft begleitet, und die schlichte Tatsache dieses Erfolges beweist, daß das sicher spannungsvolle Verhältnis zwischen Wissenschaften und Öffentlichkeiten fruchtbar und förderlich war. Wenn dieses Verhältnis, im ganzen wie in seinen einzelnen Ausformungen, heute gemeinhin als prekär empfunden wird, so muß man sich nach den Gründen dafür fragen. Ich will hier zwei Phänomene beschreiben, die ich für ursächlich halte bei der Wahrnehmung eines Mißverhältnisses von Wissenschaft und Öffentlichkeit.

An erster Stelle nenne ich - in Ermangelung eines besseren Wortes - die "Entkanonisierung" der Wissenschaft, womit ich den Umstand bezeichne, daß alle Wissenschaften heute das Ansehen verloren haben, im Besitz von fraglosen Wahrheiten zu sein. Kein Fach kann mehr wie selbstverständlich beanspruchen "quam iucundum quam utile" zu sein, eine Königin der Wissenschaften gibt es nicht mehr, höchstens noch einen Schönheitswettbewerb von Thronanwärterinnen. Die Relativierung absoluter Wahrheiten und die uneingeschränkte Herrschaft der wissenschaftlichen Vernunft waren zweifellos das Programm der Aufklärung, die ihrerseits die Voraussetzungen schuf für den gewaltigen methodischen und gedanklichen Erfolg der Naturwissenschaften. Paradoxe Weise hat aber gerade dieser permanente - und heute noch unvermindert andauernde - Fortschritt das Ansehen der Wissenschaften erschüttert, sie aus olympischer Höhe zurückgeholt auf den Tanzboden aller menschlichen Bestrebungen. Um dies zu verdeutlichen, führe ich die Entdeckung nichteuklidischer Geometrien an, also den Nachweis, daß Euklids Parallelenaxiom keine Denknotwendigkeit - und damit eine Folge seiner anderen Axiome - ist, sondern daß Geometrien ohne diese Eigenschaft denkbar sind. Darunter finden sich dann übrigens auch die Räume, die Einstein (und andere vor ihm) gekrümmt nannte und als Modell des Kosmos benutzte - was ihm, wie wir hörten, Volkes Stimme untersagte. Die erwähnte mathematische Entdeckung war und ist nun etwas durchaus Esoterisches und war bis heute durchaus frei von

Auswirkungen auf das tägliche Leben; zudem war sie eigentlich nur einem kleinen Kreis von Mathematikern wirklich verständlich. Sie hat aber offenbar in der gebildeten Öffentlichkeit die Botschaft verbreitet, daß Euklid - der doch in jeder Hinsicht ganz unschuldig war! - keine uneingeschränkte Geltung mehr hat; die Editionen der Euklidischen Elemente nahmen jedenfalls nach jahrhundertelanger Blüte schlagartig ab. Es ist übrigens eine interessante Spekulation, daß auch das Aufkommen des ethischen Relativismus mit der Rezeption der nichteuklidischen Geometrie in Verbindung steht. Die Beispiele ließen sich leicht vermehren, wenn auch gerade die fachüberschreitenden intellektuellen Bewegungen in der Neuzeit mit Einschluß der Mathematik noch nicht befriedigend untersucht sind. Der Fortschritt - und das wissen wir ja eigentlich! - ist allein deswegen gefährlich, weil er Veränderungen herbeiführt, die - nach einer Art "mentalem Trägheitsgesetz" - das kollektive Weltbild bewegen und damit aus Verwurzelungen lösen müssen, wenn es nicht beharren kann.

Das beschriebene Phänomen hat allerdings meines Erachtens den Wissenschaftsbetrieb nicht beeinträchtigt, soweit Forschung, Lehre und Wissenschaftsadministration, also die "inneren" Öffentlichkeiten, betroffen sind. Es hat allerdings zu einer geringeren Würdigung des Ingeniums in der Wissenschaft geführt, als konstitutiver Teil von Wissenschaft insgesamt, wohlgemerkt, nicht des einzelnen Wissenschaftlers. Das heißt: die Anforderungen an die "scientiae" sind erheblich gewachsen, die Hochschulen werden kompromißloser unter die Gesetze des Marktes gestellt. Man mag diese Feststellung für die erste Hälfte dieses Jahrhunderts für übertrieben halten, ich gebe aber zu bedenken, daß die Auswirkungen der Weltkriege und des Kalten Krieges auf die Wissenschaftsförderung das Bild erheblich verzerren. Der Krieg ist tatsächlich der Vater vieler, wenn nicht wirklich aller Dinge: In unserem Zusammenhang kann man an die Folianten mit einer stupend umfassenden Beschreibung der gesamten Kultur Ägyptens denken, die Napoleons Feldzug erbrachte, oder an die vielen tiefsinnig-abstrakten und garantiert anwendungsfreien mathematischen Untersuchungen, die bis in die siebziger Jahre von der NATO oder dem Pentagon großzügig gefördert wurden.

Heute jedenfalls, da wird es keinen Widerspruch geben, sind die Universitäten mit den Marktforderungen schonungslos konfrontiert -

wobei natürlich auch andere Ursachen hinzukommen, von denen gleich zu reden sein wird. Wenn in dieser Auseinandersetzung das breite Fundament eines fraglosen Sozialprestiges entfällt, so wird die Lage tatsächlich bedrängt. Die Verstärkung der öffentlichen Wahrnehmung von Wissenschaft wird so zu einem Bedürfnis, ja zu einer Notwendigkeit. Natürlich tritt eine Differenzierung der Wissenschaften nach dem Grad der wahrgenommenen "Nützlichkeit" ein, der sich ganz sicher bei, sagen wir, Herzchirurgie und Prädikatenlogik ganz erheblich unterscheidet; ich möchte das aber, des einfacheren Argumentierens wegen, unberücksichtigt lassen. Da die Wissenschaftler selbst in der Regel für die wirkungsvolle Selbstdarstellung ihrer Arbeit weder genügend Zeit noch Begabung aufbringen, sind sie auf Publizistik in ganz anderer Weise als früher angewiesen; als ein Beispiel verweise ich auf die Bemühungen um die Gründung der Universität Augsburg. Wenn die Fundamente der Elfenbeintürme wanken, kann selbst die Leiter eines lästigen Lauschers stabilisierend wirken ...

Ich komme nun zum zweiten Phänomen, das ungleich vielgestaltiger und wirkungsvoller ist; ich will es die "Skalenänderung" nennen, auch kein schönes Wort, aber doch vielleicht ein zutreffendes. Ich meine damit, daß sich die Parameter der verschiedenen soziologischen Konstellationen, die ich eingangs beschrieb, in den letzten fünfzig Jahren dramatisch verändert haben; sie liegen nun auf einer ganz anderen Skala als früher. Die Richtigkeit dieser Aussage ist leicht einzusehen, ich will sie dennoch kurz belegen. Die Wissenschaftler selbst haben an Zahl erheblich zugenommen (auch die hervorragenden!) ebenso wie die Fächer, Fachrichtungen und Spezialdisziplinen; zugleich wächst das verfügbare Wissen sehr schnell und unterliegt zudem einem Alterungsprozeß, Ergebnisse werden viel schneller überholt als früher. Um ein Beispiel zu nennen: 1868 führte das Referenzorgan der Mathematik zwölf Hauptgebiete auf mit 38 Untergliederungen, 1979 waren es 61 Hauptgebiete und knapp 3.400 Untergliederungen!

Das Funktionieren der scientific community und ihrer spezifischen Öffentlichkeit ist damit in Frage gestellt: Angesichts zusammenbrechender Bibliotheksetats ist das wissenschaftliche Publizieren in eine gefährliche Krise geraten, die Zahl der Wissenschaften und die Fülle

der Spezialisierungsmöglichkeiten fragmentiert jede community, gefährdet die Qualität der Regeneration und überläßt die Bildung der "fama" vielfach anderen Kräften.

Über den Zustand der Lehre brauche ich mich angesichts der insgesamt enorm gewachsenen Studentenzahlen nicht zu äußern: Wissenschaft als Wagnis in demokratischer Offenheit erfährt man nicht als einer von unzähligen Hörern in einem zum Bersten gefüllten Hörsaal.

Die Wissenschaftspolitik kämpft genauso mit diesen Problemen, zunehmend unter der doppelten Frustration drakonischer Finanzrestriktionen und verärgerter Universitäten, ein Kapitel, das sich vielleicht bald als "Die Universitäten in den Zeiten der PMA (Pauschale Minderausgabe)" schreiben läßt. Ich will das nicht weiter ausführen, sondern nur die Hoffnung ausdrücken, daß die doch immer und in allen Bundesländern wieder erfahrene vertrauensvoll-konstruktive Zusammenarbeit zwischen Universität und Ministerium bei diesen Belastungsproben nicht auf der Strecke bleibt.

Die Skalenveränderungen auf dem für die Universitäten interessanten Arbeitsmarkt sind gravierend und jedem in ihren bedrohlichen Auswirkungen vertraut. Die Globalisierung der Märkte verschärft den internationalen Wettbewerb, und aufgrund unseres hohen Lebensstandards sind die Kosten der Arbeit kaum noch zu erwirtschaften. Der scharfe Wettbewerb macht das Verlangen nach technologischen Durchbrüchen dringender; hier sind die Universitäten unmittelbar gefordert. Es stehen aber auch die globalen Überlebensprobleme der Menschheit mehr und mehr auf der Tagesordnung, zumal sie beginnen, auch global erfahrbar zu werden; das Bedürfnis nach Antworten, die nicht nur zum täglichen Kleinkrieg der Trends und Meinungen beitragen, sondern verlässlich in die Zukunft reichen, wächst spürbar, und natürlich richten sich fragende Blicke auf die Wissenschaftler. An diesen Prüfsteinen wird sich die Wissenschaft unweigerlich zu beweisen haben; wenn ich recht sehe, ist das bayerische Lehrstuhlerneuerungsprogramm ein entschiedener Schritt hin zur Würdigung dieser wichtigen Fakten. Unter dieser Perspektive stellt sich natürlich auch die Frage nach der richtigen Ausbildung neu und mit verstärkter Intensität. Die Diskussion ist in vollem Gange, aber

eine verbindliche Lösung zeichnet sich nicht ab. Es ist sicher unabweisbar richtig, daß die Ausbildungszeiten jeder Art, vom Diplom bis zur Habilitation, viel zu lang sind. Es ist sicher auch richtig, daß die schulischen und universitären Ausbildungsangebote im Hinblick auf das spätere Berufsleben wesentlich mehr differenziert werden müssen, wie es Hans Werner Heymann kürzlich für die Mathematik dargelegt hat. Schließlich möchte man vorbehaltlos dem Bundesbildungsminister zustimmen, wenn er eine "gebildete Elite" für Deutschland verlangt, entscheidungsfreudig, urteilsstark, leistungsfähig, grundsätzlich offen für Neue und Neues, aber durchaus keine privilegierte Ausschlußgesellschaft innerhalb der demokratischen Gesellschaft. Die Gegenpositionen der Diskussion scheinen schnelle und berufsspezifische Produktion von Absolventen versus Offenheit, Flexibilität und Entscheidungsfreudigkeit zu sein, und noch ist es Zeit, durch Mitwirkung mitzuentcheiden, ob Taylor oder Humboldt der Kronzeuge der Zukunft sein wird, wie es Ulrich Beck pointiert formulierte.

Als eine Nebenbemerkung füge ich an, daß die Marktsituation der Hochschulen verbessert wird durch ihre Rolle als Standort- und Wirtschaftsfaktor der Region und, wir sollten es nicht verschweigen, auch als Auffangbecken für den Arbeitsmarkt. Es ist aber fraglich, wie weit diese Faktoren auf mittlere Sicht ins Gewicht fallen werden.

Bei rapide knapper werdenden öffentlichen Mitteln wird notwendigerweise der Wettbewerb von Hochschulen und Wissenschaftlern untereinander härter werden. Man muß sich daher fragen, welche Instrumente in diesem Wettbewerb überhaupt zur Verfügung stehen. Die Medienwirksamkeit des wissenschaftlichen Bereiches ist aufs Ganze gesehen erschreckend gering; entsprechende Berichte dürften deutlich weniger als ein Prozent der Bevölkerung erreichen. Dieser Bevölkerungsanteil enthält allerdings einen wesentlich höheren Prozentsatz von sogenannten Entscheidungsträgern, so daß man keinesfalls die Beschäftigung mit der Publizistik als quantité négligeable abtun darf. Und in der Tat, es gibt eine kaum überschaubare Zahl von Nachrichten aus dem wissenschaftlichen Bereich allein in Deutschland, die von unterschiedlich ausgestatteten und unterschiedlich professionellen Pressestellen der jeweiligen Einrichtungen täglich verbreitet werden. Diese vielfältigen Stimmen berücksichtigen

aber selten die Vielschichtigkeit des Adressatenkreises, den sie erreichen könnten, so daß - über den regionalen Markt hinaus - kein einheitliches Bild von Wissenschaft vermittelt wird. Die Erhöhung des Informationsflusses bedeutet durchaus nicht ein Mehr an spezifischer Information, den gesuchten Informationshappen müssen wir meistens mit einer viel zu großen informativen Sättigungsbeilage schlucken. Kurzum, das von der Publizistik verbreitete Bild der Wissenschaften ist diffus.

IV. Optionen

Ich habe versucht deutlich zu machen, daß die Wissenschaften heute zu ihren Öffentlichkeiten in einem so stark gespannten Verhältnis stehen, daß Veränderungen unausweichlich sind. Wohin sie führen werden, ist schwer vorauszusehen, da das Ergebnis vom Verhalten aller Mitspieler abhängen wird. Zu den beiden von mir herausgestellten Phänomenen läßt sich vielleicht ein wenig mehr sagen. Zunächst die sogenannte Kanonisierung: Sie wird nicht wiederzugewinnen sein. Ich halte es aber nicht nur für wünschenswert, sondern auch für möglich, daß insgesamt ein geschlosseneres Bild wissenschaftlichen Denkens vermittelt werden kann, daß die Bedeutung der Wissenschaft wächst. Bedeutung aber ist eine Funktion des Gebrauchs, wie Wittgenstein bemerkte, je kontinuierlicher und gleichmäßiger der Gebrauch, desto größer die Bedeutung, und somit selbst durch und durch ein Phänomen von Öffentlichkeit. Es ist hier vielleicht der Platz anzumerken, daß ich selbst felsenfest davon überzeugt bin, daß ein qualitativvolles Weiterleben der Menschheit auf diesem Planeten ohne wissenschaftliches Denken nicht möglich ist; und zwar wissenschaftliches Denken als ein Phänomen, als eine Haltung - vielleicht sollte man sogar sagen: ein wissenschaftliches Gefühl -, nicht notwendigerweise als die Gesamtheit aller derzeit bestehenden oder gar aller überhaupt denkbaren wissenschaftlichen Disziplinen.

Die Skalenveränderungen, die ich anführte, sind ebenfalls unvermeidlich. Das Anwachsen der Zahlen, das wir in fast allen Zusammenhängen beobachtet haben, unterliegt nun freilich nicht dem Malthusschen Gesetz, sondern vielmehr, und mit großer Genauigkeit, dem sogenannten logistischen Wachstumsgesetz. Das heißt, daß nach einer Phase sehr starken (exponentiellen) Wachstums eine

Abflachung auf ein asymptotisches Niveau eintritt. Dieses Gesetz regelt das biologische Wachstum von Pflanzen und Tieren, aber auch so hochkomplexe Dinge wie die wissenschaftliche Produktion eines Mathematikprofessors oder die Werkgeschichte von Leonardo da Vinci. Sein Geltungsbereich schließt natürlich katastrophale Änderungen - wie z. B. den Tod - nicht ein. Schrumpfungsprozesse, wie sie unserer Gesellschaft in vieler Hinsicht bevorstehen, können daher das Endniveau wesentlich beeinflussen, wobei ich davon ausgehe, daß freiwillige Schrumpfungen nicht auftreten werden. Die Frage wird sein, wie weit geschrumpft werden muß; bis wir den Traditionszusammenhang des abendländischen wissenschaftlichen Denkens verlieren, ist jedoch noch ein weiter Weg. Bei den so vielfältig gewachsenen Spezialdisziplinen muß man allerdings sicher ein Artensterben befürchten.

Die zweite Skalenveränderung, die Globalisierung der Fragestellung, entspricht wissenschaftshistorisch dem Übergang von der Dynamik offener zur Dynamik geschlossener, also hochgradig rückgekoppelter Systeme. Diese Einsicht ist entscheidend für die Zukunft, und auch die Wissenschaft muß sich in ihren verschiedenen Interaktionen, die ich hier behandelt habe, mit der Rückwirkung ihrer Produkte auf die Produktionsbedingungen intensiver auseinandersetzen. Ich betrachte es übrigens als großen Vorteil, daß die geistigen Welten, die von den Wissenschaften errichtet und bevölkert werden, prinzipiell unendlich sind und keine direkte Umweltbelastung mit sich bringen. Wir alle wissen dies seit langem; ob wir uns im Cyberspace wohler fühlen werden, weiß ich nicht, ich befürchte nur, daß diese neue Wunderwelt gar nicht so frei und offen ist, wie es diejenigen behaupten, die Hardware und Software dafür bereitstellen und verkaufen.

Die "Tage der Forschung", die heute begonnen haben und die eine Dauereinrichtung zu werden versprechen, könnten das Forum bilden, um zu erörtern, wie die universitären Wissenschaftler mit den Problemen umgehen können, die ich zu skizzieren versucht habe. In den spezifischen anfangs aufgeführten Zusammenhängen möchte ich abschließend noch einige Bemerkungen beisteuern.

Für die einzelnen Fachdisziplinen ist das Anwachsen der wissenschaftlichen Ergebnisse ein großes Problem, die das Funktionieren der scientific communities gefährden. Es ist allerdings darauf zu verweisen, daß es einen historischen Prozeß gibt, der der Fragmentierung des Wissens entgegenwirkt durch Reduktion der Komplexität und Bildung neuer, adäquater Begriffe (Superzeichen). Ein Beispiel aus der Mathematik mag dies verdeutlichen: Die moderne Welt ist durch und durch verziffert, sie wird von Zahlen erfaßt und durch Zahlen beherrscht. Die Beherrschung der Zahl selbst, also der Aufbau eines übersichtlichen Zahlensystems mit leicht durchführbaren Grundrechenarten - heute unter dem Namen Taschenrechner bekannt - stellt aber das älteste wissenschaftliche Projekt der Mathematik dar, begonnen vor mehr als viertausend Jahren und noch im sechzehnten Jahrhundert auf dem Stand, daß die Bruchrechnung die modernste Methode war, die an einer Universität erlernt werden konnte (und das nur in Italien). Natürlich steht so viel Zeit für die Anpassung nicht mehr zur Verfügung, dafür sind aber auch wesentlich mehr Köpfe an dieser Arbeit beteiligt. Es kommt hinzu, daß die methodischen und gedanklichen Aspekte von wissenschaftlicher Entwicklung gerade in sehr aktuellen Feldern noch nicht sauber zu trennen sind. Albert Einstein, den ich gewissermaßen zum Leitfossil dieses Vortrags gemacht habe, wurde einmal von Paul Valéry gefragt, ob er auch gelegentlich nachts aus dem Bett springt, um einen Einfall zu skizzieren, der gerade aufblitzte. Einstein lächelte und antwortete: "Ach wissen sie, lieber Herr Valéry, für mich ist das nicht notwendig, ich habe in meinem Leben eigentlich nur eine oder zwei Ideen gehabt." Diese Pointe, scheint mir, hat doch einen tiefen Sinn: Wir sollten die Bewertung wissenschaftlicher Ergebnisse kultivieren in dem Sinne, daß wir Wesentliches von weniger Wesentlichem scheiden. Das weniger Wesentliche wäre z. B. die reine Methodik, die auf eine wesentliche neue Fragestellung in einer Form angewendet wird, wie sie auch bisher schon vertraut war. Hier stoßen wir auf ein ernstzunehmendes Problem: Die Leistung eines Wissenschaftlers wird, nach den Regeln der scientific community, gemessen an seinen methodischen Fertigkeiten, die er unter strenger Spezialisierung, dann aber erschöpfend, an einer neuen Frage zu beweisen hat. So kontrolliert die Fachkompetenz den Zugang zur "fama", so wird sie aber zugleich zum Schutzwall, der die eigene Arbeit gegen Konkurrenz absichert. Und jeder ist ein Dilettant, der sich gleich ans Formu-

lieren der Fragen wagt, ohne im methodischen Feld seine Bewährungsprobe bestanden zu haben. Zweifellos können aber derart dilettantische Fragen und Lösungsansätze die Fachwissenschaft enorm bereichern, ja neue Fragestellungen und neue methodische Ansätze beflügeln und befördern. Und zweifellos ist jeder Fachwissenschaftler ein Dilettant vor der unreduzierten Komplexität der Fragen, die heute den Wissenschaften gestellt werden. Solche Fragen - wie etwa die Energieversorgung des nächsten Jahrhunderts - bedürfen ja meistens einer strategischen Vorbehandlung, ehe die Kraft wissenschaftlicher Methodik überhaupt ansetzen kann. Ich denke deshalb, daß wir lernen müssen, die Spannung zwischen Dilettantismus und Fachkompetenz auszuhalten, daß wir neben der Fachkompetenz auch eine auf übergreifende Zusammenhänge gerichtete intellektuelle Kompetenz akzeptieren und pflegen müssen.

Dies führt uns zurück zur Frage nach den veränderten Ausbildungszielen. Wenn wir den Kern des wissenschaftlichen Denkens und die methodische Strenge der ausgeübten Wissenschaft bewahren wollen, so müssen wir die unabwiesbaren Anforderungen an Kürze der Ausbildungszeit und Effizienz der Berufsvorbereitung versöhnen mit dem wissenschaftlichen Standard, der seinem Wesen nach nicht gemindert werden kann. Außer für diejenigen, die sich ganz der Wissenschaft und ihren Entsagungen weihen wollen, sollte die strenge Methode nur exemplarisch vermittelt werden, dann allerdings ohne billige Kompromisse. Für die Bewältigung eines Berufslebens, das in einer sich anbahnenden Risikogesellschaft vielleicht einen mehrfachen Tätigkeitswechsel fordert, sind Offenheit und Flexibilität wichtige Voraussetzungen. Dazu sollte meiner Ansicht nach fachunabhängige intellektuelle Kompetenz in interdisziplinären Projekten stärker gefördert werden. Das klassische Ideal des "vollen und schönen Menschentums" kann nicht mehr das Ziel universitärer Ausbildung sein. Das hat natürlich schon Max Weber gesehen, der der Universität die Ausbildung des "selbstkritischen Fachmenschen" zuwies, von dem drei Dinge zu erlernen seien: "1. sich mit der schlichten Erfüllung einer gegebenen Aufgabe zu bescheiden, 2. Tatsachen, auch und gerade persönlich unbequeme Tatsachen, zunächst einmal anzuerkennen und ihre Feststellung von der bewertenden Stellungnahme dazu zu scheiden, 3. seine eigene Person hinter die Sache zurückzustellen und also vor allem das Bedürfnis zu unterdrücken:

seine persönlichen Geschmacks- und sonstigen Empfindungen ungebeten zur Schau zu stellen."

Diese entschiedene Forderung nach Selbstbescheidung und intellektueller Redlichkeit kann ich nur unterstreichen, ich denke aber, daß eine "wissenschaftliche Lebenshaltung" noch tiefer wurzelt. Die Ebene des Gefühls können wir nicht ausschließen, Engagement speist sich aus der Begeisterung für eine Sache, und das Klassenzimmer wie der Hörsaal wären eigentlich der Ort, diese Begeisterung zu wecken, ohne sie zu mißbrauchen.

Die Auseinandersetzung mit dem Markt wird die Universitäten sicher auf den Prüfstand bringen, und dieser Prozeß wird nach autonomen Gesichtspunkten verlaufen, wenn die Wissenschaftler selbst nicht durch ihr eigenes Engagement eine differenziertere Betrachtungsweise fördern. Die Einsamkeit des Denkens und das lange Ringen um das opus magnum charakterisieren die Tätigkeit eines Wissenschaftlers, sie verfangen aber in der Breite der Fächer nicht mehr als Argument für seine Alimentation, wenn sie auch in der Spitze wirksam bleiben. Wir müssen aktiv zeigen, daß die jeweilige Tätigkeit einem geistigen Potential zugehört, das in der Zukunft gebraucht werden wird. Die "ars" wird sich von der "scientia" nähren müssen, sie wird stärker nach Brot gehen müssen, als es irgendeiner Kunst lieb sein kann.

Was ich bisher gesagt habe, könnte im Zusammenhang pessimistischer wirken als es eigentlich gemeint ist. Vieles von dem, was ich fordere, wird de facto an vielen Stellen in deutschen Universitäten und im Ausland schon geleistet. Es gibt die großen wissenschaftlichen Leistungen genauso wie die substantiellen interdisziplinären Bemühungen und die Einsicht in die Notwendigkeit einer ganz neuen intellektuellen Offenheit. Es ist auch durchaus nicht so, daß die Not an deutschen Universitäten so groß wäre, daß keine Lösung mehr sei, im Gegenteil: Ein Besuch in den Vereinigten Staaten oder in einem unserer europäischen Nachbarländer führt uns meistens zu schamhaftem Verschweigen der eigenen Ausstattung.

V. Schluß

Aber die Verhältnisse werden sich ändern und ein Umdenken tut not, denn das Bild der Universitäten in der Öffentlichkeit, das Bild ihres gemeinsamen Tuns und Wollens bleibt unklar. Die "Tage der Forschung", wie auch immer sie ursprünglich gedacht waren, könnten deshalb ein geeignetes Instrument werden, um in die Region hineinzuwirken, um aber auch innerhalb der Universität ein Forum der Darstellung und des gemeinsamen Gesprächs über die Fachgrenzen hinaus zu bilden. Es muß deutlich werden, daß die Fachvirtuosen nicht alle verschiedene Melodien auf verschiedenen Instrumenten spielen - und das gleichzeitig! -, sondern daß sie, recht gehört, durchaus zusammen ein großes Orchester mit einem gemeinsamen Thema bilden; es muß deutlich werden, daß Kompetenz und Kollegialität nicht die Prinzipien einer "privilegierten Ausschlußgesellschaft" sind, sondern intellektuelle Urteilskraft, methodische Strenge und selbstlose gemeinsame Bemühung um die wissenschaftliche Sache meinen; es muß erlebbar sein, daß der "Aufbruch in den Köpfen" auch und zuerst ein Aufbruch in den Herzen ist, daß für den "Geist der Entgeisterung" kein Raum in unseren Universitäten ist! Ein frommer Wunsch, gewiß, aber ich wünsche Ihnen und uns allen, daß die diesjährigen "Tage der Forschung" seine Verwirklichung ein Stück näher gebracht haben.

Augsburger Universitätsreden

herausgegeben vom Präsidenten (bis Heft 21) bzw. vom Rektor der Universität Augsburg

Heft 1

Helmuth Kittel: 50 Jahre Religionspädagogik - Erlebnisse und Erfahrungen. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 22. Juni 1983, Augsburg 1983

Heft 2

Helmut Zeddies: Luther, Staat und Kirche. Das Lutherjahr 1983 in der DDR, Augsburg 1984

Heft 3

Hochschulpolitik und Wissenschaftskonzeption bei der Gründung der Universität Augsburg. Ansprachen anlässlich der Feier des 65. Geburtstages des Augsburger Gründungspräsidenten Prof. Dr. Louis Perridon am 25. Januar 1984, Augsburg 1984

Heft 4

Bruno Bushart: Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät II am 7. Dezember 1983, Augsburg 1985

Heft 5

Ruggero J. Aldisert: Grenzlinsen: Die Schranken zulässiger richterlicher Rechtsschöpfung in Amerika. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Juristische Fakultät am 7. November 1984, Augsburg 1985

Heft 6

Kanada-Studien in Augsburg. Vorträge und Ansprachen anlässlich der Eröffnung des Instituts für Kanada-Studien am 4. Dezember 1985, Augsburg 1986

Heft 7

Theodor Eschenburg: Anfänge der Politikwissenschaft und des Schulfaches Politik in Deutschland seit 1945. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 16. Juli 1985, Augsburg 1986

Heft 8

Lothar Collatz: Geometrische Ornamente. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Naturwissenschaftliche Fakultät am 12. November 1985, Augsburg 1986

Heft 9

in memoriam Jürgen Schäfer. Ansprachen anlässlich der Trauerfeier für Prof. Dr. Jürgen Schäfer am 4. Juni 1986, Augsburg 1986

Heft 10

Franz Klein: Unstetes Steuerrecht - Unternehmerdisposition im Spannungsfeld von Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung. Vortrag und Ansprachen anlässlich des Besuchs des Präsidenten des Bundesfinanzhofs am 9. Dezember 1985, Augsburg 1987

Heft 11

Paul Raabe: Die Bibliothek und die alten Bücher. Über das Erhalten, Erschließen und Erforschen historischer Bestände, Augsburg 1988

Heft 12

Hans Maier: Vertrauen als politische Kategorie. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 7. Juni 1988, Augsburg 1988

Heft 13

Walther L. Bernecker: Schmuggel. Illegale Handelspraktiken im Mexiko des 19. Jahrhunderts. Festvortrag anlässlich der zweiten Verleihung des Augsburger Universitätspreises für Spanien- und Lateinamerika-Studien am 17. Mai 1988, Augsburg 1988

Heft 14

Karl Böck: Die Änderung des Bayerischen Konkordats von 1968. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 17. Februar 1989, Augsburg 1989

Heft 15

Hans Vilmar Geppert: "Perfect Perfect". Das kodierte Kind in Werbung und Kurzgeschichte. Vortrag anlässlich des Augsburger Mansfield-Symposiums im Juni 1988 zum 100. Geburtstag von Katherine Mansfield, Augsburg 1989

Heft 16

Jean-Marie Cardinal Lustiger: Die Neuheit Christi und die Postmoderne. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 17. November 1989, Augsburg 1990

Heft 17

Klaus Mainzer: Aufgaben und Ziele der Wissenschaftsphilosophie. Vortrag anlässlich der Eröffnung des Instituts für Philosophie am 20. November 1989, Augsburg 1990

Heft 18

Georges-Henri Soutou: Deutsche Einheit - Europäische Einigung. Französische Perspektiven. Festvortrag anlässlich der 20-Jahr-Feier der Universität am 20. Juli 1990, Augsburg 1990

Heft 19

Josef Becker: Deutsche Wege zur nationalen Einheit. Historisch-politische Überlegungen zum 3. Oktober 1990, Augsburg 1990

Heft 20

Louis Carlen: Kaspar Jodok von Stockalper. Großunternehmer im 17. Jahrhundert, Augsburg 1991

Heft 21

Mircea Dinescu - Lyrik, Revolution und das neue Europa. Ansprachen und Texte anlässlich der Verleihung der Akademischen Ehrenbürgerwürde der Universität Augsburg, hg. v. Ioan Constantinescu und Henning Krauß, Augsburg 1991

Heft 22

M. Immolata Wetter: Maria Ward - Mißverständnisse und Klärung. Vortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 19. Februar 1993, Augsburg 1993

Heft 23

Wirtschaft in Wissenschaft und Literatur. Drei Perspektiven aus historischer und literaturwissenschaftlicher Sicht von Johannes Burkhardt, Helmut Koopmann und Henning Krauß, Augsburg 1993

Heft 24

Walther Busse von Colbe: Managementkontrolle durch Rechnungslegungspflichten. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät am 12. Januar 1994, Augsburg 1994

Heft 25

John G. H. Halstead: Kanadas Rolle in einer sich wandelnden Welt. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 22. Februar 1994, Augsburg 1994

Heft 26

Christian Virchow: Medizinhistorisches um den "Zauberberg". "Das gläserne Angebinde" und ein pneumologisches Nachspiel. Gastvortrag an der Universität Augsburg am 22. Juni 1992, Augsburg 1995

Heft 27

Jürgen Mittelstraß/Tilman Steiner: Wissenschaft verstehen. Ein Dialog in der Reihe "Forum Wissenschaft" am 8. Februar 1996 an der Universität Augsburg, Augsburg 1996